

Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weigl.

(14. Fortsetzung.)

„Wo auch auf Erde geben Sie nichts! — Natürlich, der Schmutz einer Mörderin! Die kann ja falls schwören, denken Sie. Wer das Leben eines Theaters zerstört, kann auch das Leben einer Angehörigen bedrohen. Nicht wahr? Es muß also nichts.“

Während sie diese Worte hervorrief, zerrte sie ihr Taschentuch in seine Stöße. Eine furchtbare Erregung mochte in ihr. Sie richtete sich auf, sah dem Beamten drohend in die Augen und fragte: „Und was werden Sie jetzt beginnen?“

Der Kommissar hatte sich erhoben. Er zuckte bedauernd mit den Achseln und antwortete in höflichem, aber bestimmtem Tone: „Wir bleiben zwei Möglichkeiten.“

Entweder in das Pflichten hier zu stehen oder zu gehen. Wenn ich pflichte, so hole mein Agent, der unten steht, in der nächsten Minute einen Polizeibeamten, der — Ihre Verhaftung vornehmen wird. Wenn ich gehe, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Sie sofort Ihre Koffer packen, mit mir nach Wien zurückgehen und sich solange meine Gesellschaft oder die eines meiner Agenten gefallen lassen, bis Sie an Ort und Stelle den Beweis Ihrer Unschuld erbracht haben. Wenn Sie unerschuldig sind, werden Sie ja nicht zögern, die Reise mit mir anzutreten. Weigern Sie sich, Baronin, dann muß ich, so leid es mir tut, die diesige Behörde internieren lassen.“

Baronin Sternburg überlegte seinen Augenblick. „Glauben Sie nicht,“ antwortete sie, „daß ich Ihre Drohungen fürchte. Ich weiß genau, daß Sie als österreichischer Polizeibeamter die Tochter des ersten Senators Venedig nicht einfach verhaften lassen können. Da müßten Sie erst auf diplomatischem Wege intervenieren lassen, und bis nicht eine Entscheidung ergangen, können Sie mir gar nichts anhaben. Aber damit Sie sehen, daß ich mich schuldlos fühle, so fahre ich mit Ihnen. Nur zwei Tage Zeit müssen Sie mir lassen.“

„Bedenken Sie.“ „Also wenigstens einen. Denigstens bis morgen abend warten Sie.“ „Gut, bis morgen abend. Verzeihen Sie nicht, Sie werden sofort verhaftet!“

„Morgen abend will ich mich Ihnen ohne alles Aufsehen auf dem Bahnhof ausliefern. Ich verlange nur, daß Sie jeden Stempel vermeiden. Daß mich meine Familie auf dem Bahnhof begleiten darf, daß Sie sich mir erst nähern, wenn wir die Station verlassen haben: Mein Vater soll nicht erfahren, daß seine Tochter — des Mordes verdächtig wird.“

„Also auf morgen abend,“ sagte der Kommissar. „Auf morgen.“

Doktor Martens verbeugte sich leicht und verließ den Salon. Die Baronin verarbeitete einen Augenblick regungslos in ihrer Stellung. Ihre dunklen Augen starrten ihm nach.

„Nächtlich wandte sie sich um und ein triumphierendes Lächeln schielte über ihr Angesicht.“

„Wierundzwanzig Stunden Zeit!“ murmelte sie.

10. Kapitel.

Die ganze Nacht hindurch wurde der Palazzo del Angelo stark bewacht. Die beiden Agenten blieben einander von Stunde zu Stunde ab, so daß im Hause niemand aus- und eingehen konnte, ohne gesehen zu werden. Doktor Martens selbst mischte eine Gondel und fuhr des öfteren durch den Canal Grande um den Palazzo herum.

Im ersten Stockwerk des Hauses brannte bis spät nachts Licht. An den Fenstern sah man die Schatten tätiger Gestalten vorbeiziehen. Erst gegen ein Uhr wurde es im Palazzo finster.

Jetzt erst kehrte der Kommissar ins Hotel zurück und begab sich in die Zimmer, die er und Sphor gemeinschaftlich bewohnten.

Der Baron trat ihm etwas erregt entgegen: „Ja, sagen Sie mir nur, wo haben Sie die ganze Zeit gefickt? Ich war schon ängstlich um Sie. Ich glaubte, Sie seien in ein Unfall ausgefallen. In dem mittelalterlichen Venedig wärs so etwas leicht möglich. Also wie war's bei Castellmarini?“

„Wir zeihen morgen ab,“ antwortete Doktor Martens ernst. „Wir reisen — das heißt Sie und ich oder Sie und die Baronin?“

„Alle drei.“ „Ja — haben Sie sie denn verhaftet?“

Der Kommissar zuckte die Achsel. „Dazu habe ich leider kein Recht. Bergehen Sie nicht, daß wir uns in Wien, also auf fremdem Boden, befinden. Und dann, Sie wissen ja, was mir der Polizeirat einräthte. Man hätte Sie ja vor, was das für

einen Stempel verursacht hätte, wenn ich die diesige Polizei um Intervention angegangen wäre, damit sie die Tochter des ersten Senators der Stadt verhafte. Nein, erst muß ich sie über die Grenze bringen. Dann kommt sie mir nicht mehr fort. Wären wir nur schon so weit. Bei dieser Frau muß man auf alles gefaßt sein.“

„Sie halten sie also für schuldig?“ „Sie hat sich in derartige Widersprüche verwickelt, daß es kurios zugehen müßte, wenn sie an der Sache nicht beteiligt wäre. Sie weiß sicher mehr als die ganze Polizei.“

„Ja kann nicht daran glauben,“ antwortete der Baron. „Wenn Sie sie heute gesehen hätten, würden Sie wohl schwärzlich daran zweifeln. Ich fürchte nur, daß sie uns noch im letzten Augenblick einen Streich spielen wird. Ich traue mich gar nicht ins Bett zu gehen.“

Im selben Augenblick wurde auf der Straße ein Pfiff laut. „Da haben wir's.“

Der Kommissar eilte zur Thür und sprang die Stufen hinauf. „Lernen Sie die Stufen hinab.“

„Sie will durchgehen,“ flüsterte er hastig. „Rast folgt ihr.“

„Was folgen?“ rief der Kommissar ängstlich, „anhalten hätte er sie sollen. Welche Richtung schlug sie ein?“

„Den alten Weg zur Rialtostraße.“ „Der Gondeldampfer fuhr nicht mehr, eine Gondel war nicht aufzutreiben. So blieb nur der Landweg übrig.“

Der Kommissar lief, so rasch er konnte, über den Markusplatz, durch die Fregeria, der Rialtostraße zu. Baron Sphor und der Agent folgten leuchtend.

„Wohinlangen Sie bei der Brücke an?“ Sie warteten eine Viertel-, eine halbe Stunde. Niemand kam.

Agent Huber wurde zum Palazzo geschickt. „An seiner Stelle kam der zweite Agent zurück.“

Er berichtete: „Huber und ich laurten, als plötzlich die rüchdrüchtige Thür geöffnet wurde. Die Baronin kam heraus, aber nicht wie das letzmal angezogen, sondern in eleganten Kleidern. Vorzüglich blühte sie sich nach allen Seiten um. Da sie uns nicht bemerkte, ging sie rasch in den Schritten der Häuser, gedrückt an dem Palazzo Bianco Capello vorbei durch die Canonica und kam hinter der Markusstraße bei den Leoncini auf dem Markusplatz heraus. Ueber den Weg lief sie mehr als sie ging, offenbar hatte sie Angst, von Bekannten gesehen zu werden, und eilte durch die Bocca gegen S. Moiffa. Ich schickte Huber zu Ihnen und folgte ihr. Sie machte einen Umweg an Ihrem Hotel vorbei, blühte zu den Fenstern hinauf und bog dann durch die Calle del Friari in die Fregeria ein. Der Pfiff Hubers erschreckte sie. Sie schickte sich zurück und sah mich. Darauf kehrte sie um und ging rasch ins Haus zurück.“

„Sie ist also jetzt wieder oben? Ist darüber kein Zweifel möglich?“ „Gewiß nicht. Ich selbst habe sie eintreten sehen und bin nicht eher von der Thür gewichen, bis Huber kam.“

„Wir haben uns also ganz umsonst aufgeregt,“ meinte Baron Sphor. Der Kommissar überhörte die Bemerkung.

„Lassen Sie das Palais ja nicht aus dem Auge,“ befahl er dem Agenten. „Speziell in den Morgenstunden geben Sie acht. Um die Zeit, wenn der Eilzug abgeht.“

Langsam gingen Doktor Martens und Baron Sphor zum Hotel zurück. „Zweifel Sie noch immer?“ fragte der Kommissar.

Baron Sphor schweig. „Kein Zweifel, Sie wollen fliehen. Der Boden ist ihr zu heiß geworden. Es heißt verdammt abgeben bei der Frau.“

„Muß ich morgen mit Ihnen reisen, Herr Doktor?“ fragte jetzt der Baron. „Doktor Martens lächelte. „Sie bleiben lieber hier, was? Sehr begreiflich von Ihrem Standpunkt. Uebrigens bleiben Sie. Es ist so gar besser. Aber Sie müssen mir verzeihen, Augen und Ohren offen zu halten. Nicht nur für die schöne Maria. Für alles, was hier vorgeht.“

„Niemlich müde langten die beiden Herren beim Hotel an und begaben sich zur Ruhe.“

Zeitig am nächsten Morgen war Doktor Martens schon vor dem Palazzo del Angelo.

Der Agent stand auf seinem Posten. Er hatte nichts zu melden. Der Rest der Nacht war ruhig verlaufen. Die Gefahr eines Fluchtversuches schien überstanden.

Den Vormittag benutzte der Kommissar, sich von dem österreichischen Konsul zu verabschieden. Mittags packte er die Koffer und expedierte sein Gepäck auf den Bahnhof. Da wurde ihm ein Brief der Baronin gebracht. Sie schrieb: „Geehrter Herr Doktor! Unserer Verabredung gemäß werde ich den um 8 Uhr 12 Minuten abgehenden Eilzug benutzen.“

„Ich erlaube Sie nochmals, mich auf dem Bahnhof nicht anzupfeifen, da ich mich von meiner Familie in völlig unauffälliger Weise verabschieden möchte. Ich habe ein Halbcoupe erster Klasse belegen lassen.“

Am Nachmittag machte der Kommissar einen Spaziergang zum Bahnhof. Er studierte den Fahrplan und konstatierte, daß um 8 Uhr 12 Minuten der Eilzug nach Wien abging und zwei Minuten später der Postzug nach Rom.

Der Kommissar erfuhr den Stationsvorstand um ein reserviertes Coupee, worauf dieser bedauernd entgegenkam, daß einjiger noch freie sei vor einigen Stunden vom Senator Castellmarini belegt worden.

Doktor Martens löste für sich und Agenten die Karten, um am Abend seinen Kuffenfall zu haben, und trat den Heimweg an.

Im Hotel feierte er eine ausführliche Depesche an Polizeirat Würz auf, in welcher er seine Ankunft mit der Baronin ankündigte, und traf die letzten Anordnungen.

Agent Huber wurde auf den Bahnhof dirigiert. Er hatte die Aufgabe, der Baronin bis zum Coupee zu folgen und bis zur Abfahrt des Zuges von der Thür des Waggons nicht zu weichen. Kraft wurde zum Palazzo beordert. Er sollte die Abfahrt der Baronin signalisieren.

Der Kommissar selbst wollte auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals die Abfahrt beobachten und der Baronin auf dem Fuß folgen.

Um halb acht Uhr hand jeder auf seinem Posten.

Der Kanal lag schwarz und gähnend da. Ein schwarzer Viertelmond blendete durch Wolkenstreifen und verbreitete einen dümmrigen Schimmer.

In dieser dunklen Stille spiegelte sich die marmorenen Baläfte nur unbedeutlich im Wasser. Die mit dem Wappenstein besetzten Pfeiler bildeten zitterige Linien. Von fern hallte der Gesang der Serradenagondel. Eine weiche Tenorsstimme sang das „vorrrei morir“ von Tosca. Man hörte die Morderschläge der begleitenden Gondeln, in denen fast nur Engländer und Engländerinnen saßen. Dann kamen die Campions der Serradenagondel in Sicht.

Auf der Markusstraße schlug es dreiviertel acht Uhr. Der Agent hatte die Abfahrt der Baronin noch immer nicht signalisiert.

Da öffnete sich die Thüren zur Riba an der Front des Palais. Der Diener rief die beiden Gondoliers an. „Prontia la gondola!“

Die Baronin unarmte ihre Schwesster.

Der Diener breitete den Teppich über die grünlich schimmernden, feuchtschlüpfrigen Stufen.

Drei Personen nahmen in der Gondel Platz, die vierte verschwand im Hause.

In einer Distanz von etwa dreißig Schritten folgte die Gondel des Kommissars, zu dem sich der Agent Kraft gefaßt hatte.

Durch stille, dunkle Wasserstraßen glitten sie dahin. Nur die Rudererschläge hörte man und zeitweilig das melancholische, langgedehnte „Stail!“ der Gondoliers, bevor sie um eine Ecke bog.

Als der Bahnhof sichtbar wurde, gab der Agent den Signalpfiff, den Huber vom Bahnhof aus erwiderte.

Bei dem Pfiff glaubte Martens zu bemerken, daß sich die Baronin jäh umfah.

Er befahl seinem Gondolier, langsam zu rudern, da er ein Zusammenstoßen auf der Landungsbrücke vermeiden und der Baronin, die ja der Agent Huber ohnedies bewachte, Zeit lassen wollte, die letzten Abschiedsworte ungehört an die Thüren zu richten.

Als die Gondel des Kommissars anlegte, stand der Senator mit den beiden Frauen an der Thür des Wartesalons in eifrigem Gespräch.

Ein flüchtiger Blick belehrte den Kommissar, daß Huber Wache hielt.

Doktor Martens trat auf den Perron; die Uhr zeigte acht Uhr fünf Minuten.

der Ausgangstür sah er den zweiten Agenten.

Drei Minuten schälte noch bis zur Abfahrtszeit des Schnellzuges. Da trat die hohe Gestalt des Senators aus dem Wartesaal. Ihm folgten zwei Frauen und der Agent Huber.

Ein Beamter führte die kleine Gesellschaft mit einem: „Bitte, schnell zu dem reservierten Coupee.“ Ohne von ihrem Vater nochmals Abschied zu nehmen, bestieg die Baronin rasch mit ihrer Dienerin den Waggon.

Sie trug ein dunkles, engliches Reifschleier und einen langen, dichten Schleier.

Agent Huber postierte sich seinen Anweisungen gemäß sofort an den einen Ausgang des Durchgangswaggons, Agent Kraft an dem anderen.

Hinter den angelaufenen Schieber, die im elektrischen Licht wie geripptes Glas glitzerten, tauchte jetzt in verschwommenen Linien das Antlitz der Baronin auf. Sie hatte den Hut bereits abgelegt und winkte ihrem Vater zu. Von ihm slog ihr Blick zum Kommissar hinüber. Eine Sekunde lang sah sie ihm fest in die Augen. Dann wandte sie sich ab und zog den Vorhang halb vors Fenster.

Der Kommissar eilte zum Coupee; es war die höchste Zeit.

Die Dienerin der Baronin lief an dem Agenten Kraft vorbei und sprang vom Trittbrett.

Im selben Augenblick schritt die Pfeife des Stationsvorstandes, und der Zug fuhr langsam aus der Halle.

Doktor Martens ließ die beiden Agenten an den Ausgängen, trat leise zur Thür des reservierten Coupes und klappte an.

Keine Antwort. Er versuchte die Thür zu öffnen. Sie widerstand seinem Drücke.

Die Vorhänge waren zugezogen, doch durch einen kleinen Spalt konnte er in dem abgedunkelten Coupee die Umrisse der Frau wahrnehmen, die auf den Samtpolstern lauerte und das Antlitz in den Händen verbergte. Auch etwas von ihrem rotgoldigen Haar sah er unbedeutlich schimmern.

Doktor Martens kehrte auf seinen Platz zurück und zündete sich eine Zigarette an.

Nun konnte ja nichts mehr passieren. Sie war in seiner Gewalt. In den Ausgangstüren fanden die Agenten. Nach den Aufregungen der letzten zwei Tage konnte er endlich einmal eine Zigarette in voller Ruhe genießen. An der Grenze mühten sich ja die Coupetüren öffnen. Bis dahin konnte er die Baronin sich selbst überlassen. Wogu ihr seine Gesellschaft aufbrängen? Ein Verhör sollte, solange sie sich auf italienischem Boden befanden, keinen Zweck.

Doktor Martens durchschritt nochmals den Gang, überzeugte sich, daß die Agenten Posto gefaßt hatten und warf noch einen Blick durch den Vorhangspalt auf die regungslos dahinsitzende Frau. Dann schloß er seine Coupetüre.

Es war eine für diese Gegend ungewöhnlich kalte Winternacht. Sie fuhren gerade über die letzten Bogen der Brücke, welche Venedig mit dem Festland verbindet. Rechts und links sah er noch die Ausläufer der toden Lagune, die im schwachen Licht des Mondes nur mehr Lämpeln glitzerten. Das Geräusch der Räder veränderte sich. Man hatte die Brücke verlassen und das Festland erreicht. Der Märchentraum Venedig's zerbrach. Durch die festgeordneten Schieber glitzerte noch einige Minuten seiner Lichtschein; dann lag dichte, undurchdringliche Finsternis über die weite Ebene gebreitet. Der gleichmäßige Singklang der Räder wirkte einschläfernd.

Bald hörte nichts mehr die Augen des Kommissars, der es sich in der Ecke bequem gemacht hatte und mit zufriedenen Lächeln vor sich hinsah. „In Trentino liegen mehrere Personen zu ihm ins Coupee.“

Doktor Martens fuhr nach, wann der Zug in Pontafel eintreffen mußte, und beauftragte die Agenten, ihn eine Viertelstunde vorher zu wecken. In dem warmen Coupee und den weichen Samtpolstern war eine große Müdigkeit über ihn gekommen. Er wollte ein wenig schlafen.

Seine Pflicht hatte er ja erfüllt, die Baronin befand sich in seiner Gewalt.

Doktor Martens schloß die Augen. In wenigen Minuten war er eingeschlummert.

Er wachte nicht, wie lange er geschlafen, als ihn ein leichtes Rütteln an der Schulter weckte.

„Es ist Zeit,“ raunte ihm der Agent Huber zu, „sie richtet sich auch schon auf.“

Der Kommissar rief sich das Festliche Müdigkeit aus den Augen und sprang auf.

Die Tote. Von Paul Bach. Sie lebte verlassen und sie schmerzten. In Luft und funtlos hingestemmt Tag vergangen, und nicht wagen, was geschah. Sie waren einmal mitten unter uns und haben so wie Sterne auf der Nacht. Sie kamen weit und gab's vielleicht noch weit. Und leben Jahre ohne Jahreszeit. In einem Dunkel, kühl und abgedacht. Zur Regen, der schwer an die Schelben schlägt, Wech ihr Gedächtnis, bis sich etwas regt. Das langsam wächst und Wille wird und Nacht. Und so wie fremde Schritte durch die Ginstosten, fällt ein armes Wort und ein Wort, das alle Welt zum Weinen zwingt.

Die Polizeikraft.

Der Fischhändler Klatt war ein alter, verbrauchter Mann, eine harmlose und einfältige Seele, dem niemand etwas zu Leide tat, weil er auch jeden in Frieden ließ. Er fuhr seine Fische auf einem alten, klapperigen Waggon durch die Straßen und hielt oft an, um mit dem Fischkorb in die Häuser zu gehen und seine Ware anzubieten. Schon bedauernd sah er sich nicht selbst auf den Waggon, er hat es aber auch nicht, weil er seinem Pferde nicht zumuten wollte, ihn auch noch zu fahren. Das Pferd war nämlich das, was man einen Schinder oder eine Krake zu nennen pflegt, und es war doch ein ausgetriebenes, lustiges Füllen gewesen; es hatte dann folge Karotten gegessen und war beunruhigt worden, und Hetzen und Dämen hatten ihm die Schenkel geklopft; es war von einem Offizier geritten und hatte noch und noch alle Ecken eines Pferdelebens durchgemacht, Stufen, die stets trauriger und trostloser werden, bis aus dem Tier endlich eine Ruine wird. Das Pferd war erblindet, wurde armselig ernährt und stolperte kumpf und müde vor dem Waggon auf seinen schlaffen, geschwollenen Beinen und gehörte nur der Reitschule, um seine Schritte weiterzugehen. Durch den langen, täglichen Frontdienst vor sein Müden eingeflemt, um die Augen hatte es die weißen Ringe des hohen Alters, und es war ihm anzusehen, daß es sein Joch nicht mehr länger tragen würde.

Klatt verfolgte namentlich die Bewohner abgelegener Straßen mit Barschen und Heringen und ließ es sich nicht nehmen, mit dem Hausvertrauliches Wort zu reden.

„Es ist kalt,“ sagte er in der Rücksicht zu Frau Leifmann und schlug sich dabei die Arme um den Leib. „Kaufen Sie mir schon für zehn Pfennige Heringe ab; Ihr Mann ist hier abends gern frisch gebraten zum Brot. Es gehört ein kleiner Korb dazu!“

„Ich brauche wirklich heute keine, Klatt.“

„D. Sie nehmen mir schon für zehn Pfennig ab, ich ich geb' heute sechs; es war guter Fang, und ich muß meine Ware doch los werden. Was Sie nicht aufessen, legen Sie fater ein mit Zucker, Lorbeerblätter und Zwiebeln, Sie wissen ja! Frau Volkstedt hat gleich für dreißig Pfennig gekauft, und Frau Hempel nimmt mir jedesmal für zwanzig ab. Sie sagt, daß meine Heringe besser sind als die vom Markt!“

Frau Leifmann ließ sich erweichen und nahm dem Alten für zwanzig Pfennig ab. Er ging hurig die Treppe hinauf und wollte sich soeben ins nächste Haus begeben, als er einen Polizeisten an seinem Waggon bemerkte, der ihn heranzwinkte.

„Was ist denn?“ fragte Klatt. „Sie haben das Pferd nicht abgestrahlt!“

„Das ist bei meinem Pferd doch nicht nötig,“ sagte Klatt mit einschmeichelndem Lächeln und nahm vom der Strafe ein Stück Papier auf, um zu bemessen, wie sehr er auf Ordnung halte.

Der Polizist erwiderte nichts, sondern hielt Umschau nach weiteren Uebeltätern und ging seine Strahe weiter.

Klatt atmete auf, dachte dem lieben Gott im Stillen, daß er gnädig wegkommen war, und stränge dann sein Pferd ab. Besser ist besser, dachte er.

Am nächsten Morgen trat der Polizist in seine Wohnung und bestellte ihn zur Vernehmung aufs Rathhaus vor den Chef der Polizei.

„Ach, du lieber Gott, nun schlägt's Gewitter in den Teufels!“ sagte Klatt. „Ist das von wegen gestern?“

Der Polizist nicht mit gnädiger Herablassung.

„Warum sagten Sie nicht gestern davon!“ sagte Klatt bedrückt. „Ich hätte Ihnen gern ein Gericht Heringe gegeben.“

Der Polizist zuckte ihn hart an, hand noch einige Augenblicke still und ging dann fort.

Der Fischhändler bedacht sich aufs

Rathaus und hand bald jaghaft vor dem Bürgermeister.

Der Bürgermeister war ein Mann, den die schäbsten Tugenden des Menschen stieren: Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Man wachte, daß er im Stillen viel Gutes tat, daß er für arme nicht nur mitleidige Worte, sondern auch eine volle Börse hatte, und daß er in seiner Herzengüte auch manchem Wohlthäter erwiderte, der sie vielleicht nicht verdiente. Kluge Leute, die für die Glenden tolle, billere Lebensarten haben und dabei doch ihr Herz abschließen vor den Sorgen ihrer Nächsten und ihre Hand und Tarschen vor Mitleidstüß bedauern, nannten ihn leichtsinnig, unbedacht, und doch waren seine vielen kleinen Taten zusammen besser als Siege vor Feldherren.

Der gebildete, herzengüte Mann fragte den Fischhändler: „Wie heißen Sie?“

„Klatt — vorn mit 'nem R. Herr Bürgermeister!“

„Eind Sie schon vorbestraft?“

„Nein,“ erwiderte Klatt. „Sie werden nun aber eine Strafe bekommen. Gestern haben Sie Ihr Pferd nicht abgestrahlt, und das kostet drei Mark!“

„Ach, Sie! Das könnten Sie mir schon erlassen! So bid fügen mir die drei Mark nicht!“

„Das geht nicht! Polizeiverordnungen werden darum in die Welt gesetzt, daß man danach handelt!“

„Ehen Sie sich mein Pferd einmal an, Herr Bürgermeister, das kann mir keinen kumpfen Fährten laun noch sein Futter launen, und weglaufen kann's nicht. Ich bring' Ihnen schon ein Gericht frische Heringe umsonst, die können Sie abends frisch gebraten aus der Pannone zum Brot essen. Es schmeckt herrlich, aber es gehört ein kleiner Korb dazu!“

„Das ist ja Bestechung!“ sagte der Bürgermeister lachend. „Ich trinke übrigens keinen Korn!“

„O nein,“ erwiderte der arme Schelm mit kläglich Stimme, „es ist nur eine Gefälligkeit, ich kann meine Fische doch an einen guten Freund verschicken, wenn ich auf den Tag nur eine Mark verdiene, und wenn's kstlich ist, mal fünfzig Pfennig mehr! Davon soll ich sieben Kinder groß machen. Nehmen Sie doch mal an! Man hat kaum's Saiz aufs Brot!“

„Saiz und Brot macht Wangen rot, sagt man!“

„Ja, aber von guten Butterbrotten ist auch noch keiner blaß geworden! Aber dazu lang's nicht oft! Inzwischen gibt man das Geld aus, und großenteils nimmt man's wieder ein! Und alles ist so teuer: Brot und Butter! Und die Hühner wollen nun auch nicht mehr so billig liegen! Und nun wollen Sie mir den Profit von zwei Tagen wegzchnappen! Und dazu obendrein die Nachrede bei den Nachbarsleuten! Da bleibt ein Lach kängen! Und bei aller Armut habe ich noch nie 'nen Diebstahl verübt! Oder 'nen Diebstahl verbrochen!“

„Armut ist keine Schande, Klatt!“

sagte der Bürgermeister, der durch diese Art Verhör die Lage des Fischhändlers erforschen wollte.

„Eine Ehre auch nicht! So ein vornehmer Herr sagt oft: Armut ist keine Schande; aber Sie sollten nur wissen, wie einem zu Mute ist, wenn das Portemonnaie immer leer ist. Das brüht mehr als ein volles!“

„Darin haben Sie recht! Ihre Theorie wirkt die ganze Pflanz über den Hofen! Wenn Sie die Strahe nicht zahlen können, so können Sie dafür einen Tag fügen!“

„Mein, nein!“ rief Klatt und wechte mit der Hand ab. „Ich hab' fleißig gegen die Franzosen gekochten und sie nach Paris zurückgejagt und hab' dafür aufgepaßt, daß sie nicht zu uns gekommen sind und hab' keine Angst gehabt, als die Kanonen vor Paris knatterten und die Franzosen fangen: „Allego, fang an die Batterie“ aber vor dem Eihen hab' ich Angst! Zum Eihen bin ich nicht qua — sagen sie mal weiter!“

„Meinen Sie qualifiziert?“

„Ja, so ist's! Dazu bin ich nicht qualifiziert! Wir leben doch nicht in Rußland, wo man um so 'ne Kleinigkeit gleich abgemurrt wird! Sie können mir ja mit 'm Handstock fünf 'n Stückner fünf überstreichen lassen, dann ist die Sache aus der Welt!“

„Das wäre ruffisch, lieber Freund! Gerechtigkeit muß das oberste Gesetz sein! Wenn ich bei Ihnen das Verzeihen durchgehen ließe, so würde ich mit Recht jeder darauf berufen! Machen Sie also, was Sie am besten dünkt!“

„Ich kann doch beides nicht! Und gar wegen meines Pferdes nicht!“

„Das hätte doch weglaufen können!“

„So lange warten wir nicht! In acht Tagen muß gezahlt werden!“

„Ich hab' doch nichts übrig! Ich hab' schon letzten Sonntag einen Rosenknoip in den Klingelbeutel gehorfen und hab's dem Pastor gesagt, damit er seinen anderen im Verbot hat. Und gebettelt hab' ich auch noch nie! Warum hab' ich nicht fleißig nen Schuh geflickt, daß ich einen Arm verloren hätte! Dann hätte Mutter noch viel gemeint, aber heut' hätt ich mein Auskommen als Unvollst gehabt. Da summelt man immer für die Ueberbemmungen — für andere Nei Leute, die immer auf dem Trotzen fügen, müßte gesammelt werden!“

„Also es bleibt dabei! Es ist alles bereits aufgeschrieben!“ sagte der Bürgermeister mit mühsam erbeudetem Ernst.

„O nein! Es kann nicht dabei bleiben! So dreifach müssen Sie nicht reden, das ist Gewaltverhaft! Streichen Sie's durch und schreiben Sie dabei, daß es in den Haaren betrodnet geblieben ist! Egen alles andere brumflich ist!“

„Nein,“ sagte der Bürgermeister, „Sie sollen nicht protestieren, Klatt!“

Er zog seine Tasche und gab dem Fischhändler einen Zettel.

„Damit bezahlen Sie Ihre Strafe,“ fuhr er fort, „und strängen Sie Ihr Pferd venemäßig ab. Und wenn's Jönen schlecht geht, so kommen Sie zu mir!“

Klatt nahm das Geldstück und seine Augen glänzten.

„Geschlichen alten Leuten soll man helfen!“ sagte er. „Ich bin alt, und meine Nährt ist alt, und das Alter muß man ehren! Ich danke vielmals!“

„Ganz recht!“

Klatt ging fort.

Als der Bürgermeister einige Wochen später sich beim Polizisten erkundigte, ob die Sache erledigt sei, erwiderte dieser:

„Ja, Verhaft! Klatt hat einen Tag Haft abgelesen!“

„Auch auf,“ sagte der Bürgermeister, „er bleibt dabei doch ein Ehrenmann wie irgendeiner, der jemals auf Solchleber einherging.“

Brahms Streiche.

Von dem berühmten Hamburger Komponisten erzählt man sich folgende hübsche Anekdoten:

Brahms war als achter Norddeutscher sehr zurückhaltend. Dennoch hatte er den Schelm im Nacken, wie folgende Streiche beweisen: Einmal räumte Brahms in seinem Garten unter einem Baume aus, als fu ihm ein Fremder näherte und ihm in wohlgefehrter Rede seine Bewunderung für die Erzeugnisse der Brahm'schen Muse zum Ausdruck brachte. Der berufsmäßige Interieurier war gar zu extensiv, und Brahms konnte der Verführung nicht widerstehen, ihm einen Streich zu spielen. Er unterbrach den Redefluß mit den Worten: „Lieber Herr, hier muß ein Jertum vorliegen. Wahrscheinlich machen Sie meinen Bruder, dem Komponisten. Der ist leider gerade ausgegangen. Wenn Sie sich aber besilen und den Pfad entlang durch den Wald auf den Hügel laufen, können Sie ihn vielleicht noch einholen.“

Komplimente von Leuten, die ihm keine zu machen hatten, wußte Brahms auf merkwürdiger Weise abzuwehren. Einmal sah Brahms zum Beispiel in heiterer Gesellschaft an der Tafel eines Wirtshauses. Er bestellte den besten Wein, den der Wirt hatte. „Hier ist ein Wein,“ sagte der Wirt, „der alle anderen eben so übertrifft wie Brahms'sche Musik alle andere.“

„Na, dann nehmen Sie ihn nur wieder zurück,“ sagte Brahms trocken, und bringen Sie uns eine Flasche Bach.“

Eine Geschichte von Brahms ist zu bezeichnend für seine Selbstsart, als daß sie hier weggelassen werden dürfte, obwohl sie die Bezeichnung Streich ganz und gar nicht verdient. Brahms war bei seinen Eltern zu Besuch gewesen und sagte beim Abschied zu seinem Vater: „Du, Vater, wenn es Dir einmal schlecht gehen sollte, der beste Trost ist immer die Musik. Lies nur fleißig in meinem alten „Saul“, da wirst Du finden, was Du brauchen kannst.“ Brahms hatte nämlich heimlich zwischen die Seiten von Händels „Saul“ ein Bündel Banknoten vertieft!

Die Wadepuppe.

Eine deutsche Mutter erzählt: Meine kleine Dreijährige ist in dem beneidenswerten Stadium, wo sie nach allem fragt, ganz gleich, ob man es beantworten kann, oder nicht. Neulich mittags zeigte sie auf die Johlen am Wäden ihrer neuen Wadepuppe und fragte wieder einmal: „Was ist das, Mutti?“ „Das ist der Preis des Puppchens.“ „Was ist das?“ „Es heißt wie teuer sie war.“ „Wie teuer war sie denn?“ „Dreißig Cent.“ Das Kind schweig. Abends im Bett frampelte es sich bloß, legte sich auf den Bauch und rief: „Mutti!“ „Was denn, mein Liebling?“ „Gud doch mal, wie teuer ich war!“

Die zehn Haupt-Eisenbahnen Spaniens haben über 6100 Meilen Gleise.